

Aus der Geschichte der christlichen Kirche.

263. Leben der Christen in den ersten Jahrhunderten.

Die Veränderung, die das Christenthum im Herzen der Menschen hervorbrachte, konnte nicht im Innern verborgen bleiben, sie mußte sich im Leben und im Wandel offenbaren. Welch' ein Unterschied, wenn man das Thun und Treiben der Heiden der damaligen Zeit mit dem Leben der Christen vergleicht! Die Christen lebten in der Liebe zu ihrem Herrn und zu ihren Brüdern ein frommes, demüthiges Leben in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Sie nannten sich unter einander Brüder und waren bereit, für einander das Leben zu lassen. Ihre Kinder wurden in der Furcht des Herrn erzogen, ihre Sklaven mit Gerechtigkeit und Güte behandelt; ihre Armen, Kranken, Wittwen und Waisen wurden mit aufopfernder Sorgfalt gepflegt; auch der Fremde, sogar der Feind, war nicht von dieser Liebe ausgeschlossen. Ein heiliger, aber heiterer Ernst begleitete alles Thun der Christen; ihr Blick war gerichtet auf das, was droben ist; sie sahen den Himmel als ihr Vaterland an und nannten ihre irdische Wohnung nur ihre Herberge. So waren sie das Salz der Erde und ein Licht der Welt, und auch ihre Feinde konnten ihnen ein gutes Zeugniß nicht versagen.

In den Gemeinden der Christen war eine einfache Ordnung eingeführt. Einige der erfahrensten Christen, die den Namen Presbyter oder Aelteste führten, wurden dazu ernannt, die gemeinschaftliche Erbauung zu leiten und über Lehre und Leben der Brüder zu wachen. Andere übernahmen die Sorge für Arme und Kranke; diese hießen Armenpfleger oder Diakonen. Derjenige unter den Presbytern, der den Vorsitz führte, hieß Bischof oder Aufsicher der Gemeinde. Als später sich mehrere naheliegende Gemeinden unter einem Bischof an einander schlossen, wurde das Amt der Bischöfe noch bedeutender und ihr Ansehen größer.

Am Tag des Herrn, am Sonntage, versammelten sich die Christen in einem Christenhause, in Zeiten der Verfolgung



auch wohl zur Nachtzeit in Wüsten und Höhlen. Erst später baute manche Gemeinde ein eigenes Haus zu gottesdienstlichen Versammlungen und nannte es des Herrn Haus, auf griechisch *Kyriake!* woraus unser deutsches Wort Kirche geworden ist. Bei diesen Zusammenkünften wurde ein Psalm gesungen, ein Abschnitt aus der heiligen Schrift gelesen, darüber geredet und gebetet. Jeden Sonntag und in gefährlichen Zeiten täglich wurde das heilige Abendmahl gefeiert, an dem die ganze Gemeinde theilnahm.

Die Taufe geschah in der ersten Zeit der Verkündigung des Evangeliums an Erwachsenen nach vorhergegangenem Unterricht, und zwar durch völlige Untertauchung unter das Wasser. Nach der Taufe bekam der Täufling ein reines, weißes Gewand. Das sollte ihm andeuten, daß sein voriges sündliches Leben aufhören und ein neues, gottgeheiligt Leben beginnen müßte. Diejenigen, die noch im vorbereitenden Unterrichte standen, hießen Katechumenen. Aus Furcht, den Bund der Taufe durch Sünden wieder zu verletzen, verschob man die Taufe oft lange. Keiner wurde aber getauft, der nicht vorher überzeugende Beweise der Sinnesänderung gegeben hatte.

Vor dem Abendmahle genossen die Christen ein gemeinschaftliches Mahl, das Liebesmahl genannt. Jeder brachte dazu aus seinem Hause Speise und Trank, und alles wurde gemeinschaftlich verzehrt. Der Reiche aß von dem Brode des Armen, und der Arme genoß die Speise des Reichen. Dieses Liebesmahl, welches die innige Verbindung der Christen unter einander darstellen und erhalten sollte, schloß mit dem Bruderkusse. Bei der Feier des heiligen Abendmahls, die ganz nach der einfachen Weise der Einsetzung gehalten wurde, durfte kein Heide, nicht einmal ein Katechumene gegenwärtig sein. Das Gebet nannte man die Seele des Christenlebens und die Mauer des Glaubens. Die Christen waren nicht an festgesetzte Zeiten zum Gebete gebunden. Doch hielten sie es für schicklich, Morgens und Abends und beim Genusse der Speisen zu beten. „Sollte der Leib sich laben und die Seele ohne Erquickung bleiben?“ jagten sie. Am Tage des Herrn pflegte man stehend zu beten, weil der Herr an diesem Tage die Menschen wieder aufgerichtet habe aus Sünde und Noth; an den übrigen Tagen wurde meist knieend gebetet.

Christliche Feste waren das Auferstehungsfest, dem zwei stille Tage zum Andenken an den Tod Jesu vorangingen, das

Fest des heiligen Geistes und etwas später auch das Weihnachtsfest. Außerdem pflegte auch jede Gemeinde die Tage, an welchen ihre frommen Lehrer oder Christen aus ihrer Mitte als Märtyrer geblutet hatten, als Gedächtnistage auszuzeichnen.

Die christliche Gemeinde übte strenge Kirchenzucht; die unordentlichen Glieder wurden erinnert und ermahnt; wer aber durch offenbare Sünden Mergerniß gab oder in der Verfolgung Christum verleugnete, der wurde als ein des Christennamens Unwürdiger ausgeschlossen und nicht eher wieder aufgenommen, bis er deutliche Zeichen der Besserung gegeben hatte.

Reisende Christen und solche, die der Verfolgung wegen aus ihrem Vaterlande geflohen waren, brachten eine Bescheinigung des Bischofs, daß sie wirklich Glieder der christlichen Gemeinde seien, und wurden dann überall als Brüder aufgenommen. Auch erkannten sich die Christen unter einander an dem Zeichen des Kreuzes. Das Zeichen aber, das Jesus selbst (Joh. 13, 35) als Kennzeichen seiner Jünger nennt, die Liebe unter einander, hatten sie unverkennbar an sich, so daß die Heiden bei dem Anblick derselben öfters ausriefen: „Seht, wie sie sich lieben!“

264. Verfolgungen der Christen.

Der erste Christenverfolger unter den römischen Kaisern war Nero, der vom Jahre 54—68 nach Christo regierte. Dieser grausame Tyrann ließ neben anderen Schandthaten, die er beging, auch Rom, die Hauptstadt der Welt, in Brand stecken, um das Schauspiel eines großen Brandes zu haben, und um eine neue Stadt bauen zu können. Da er sich aber dadurch den Haß der Römer zuzog, so wollte er die Schuld von sich abwälzen und gab die Christen als Urheber des Brandes an. Da brach der bereits vorhandene Haß gegen diese in helle Flammen aus und Neros Grausamkeit schien den Römern gerechtfertigt. Die schrecklichsten Martern wurden erfunden: Man wickelte die Christen in die Felle wilder Thiere und ließ sie von Hunden zerreißen; man bestrich sie mit Wachs und anderen brennbaren Stoffen, stellte sie in die Gärten des Nero und zündete sie an, damit sie als Fackeln die Nacht erleuchten sollten u. dergl. Unter solchen Martern endeten viele Christen ihr Leben. Von



Rom aus verbreitete sich die Verfolgung weiter; auch in Spanien soll damals schon Christenblut geflossen sein.

Man rechnet im ganzen zehn große Verfolgungen, die in den drei ersten Jahrhunderten des Christenthums ausgebrochen sind und manchmal viele Jahre hindurch andauert haben. Eine der schrecklichsten derselben fand unter dem Kaiser Decius vom Jahr 249—251 statt. Die Christen hatten fast ein halbes Jahrhundert vorher in Ruhe gelebt, und diese Ruhe hatte sie sicher und lau werden lassen. Origenes, ein ausgezeichnete Lehrer jener Zeit, klagt sehr darüber. „Einige,“ sagt er, „kommen zur Kirche nur an hohen Festtagen und alsdann nur fast zum Zeitvertreibe. Einige gehen heraus, sobald die Predigt geendigt ist, ohne mit den Lehrern zu reden oder ihnen Fragen vorzulegen; andere hören nicht ein einziges Wort, sondern stehen in einem Winkel der Kirche und plaudern mit einander.“ — Da kam die Verfolgung im Jahr 250 plötzlich wie ein Wetter über sie und schreckte sie aus ihrer Sicherheit auf. Decius wollte das Christenthum völlig ausrotten. Durch einen kaiserlichen Befehl wurden die Christen im ganzen Reich aufgefordert, an einem bestimmten Tag vor der Ortsobrigkeit zu erscheinen und den Götzen zu opfern. Nicht wenige, besonders Reiche und Vornehme, gehorchten. Andere ergriffen die Flucht und wurden dann ihres Vermögens beraubt. Bei denen, welche geblieben waren, wandte man alle mögliche Mittel an, um sie zum Abfall zu bringen. Durch Kerker und Bande, Schläge und Steinigung, Feuer und Schwert, Hunger und Durst und unzählige andere Martern wollte man sie zwingen, ihren Glauben zu verleugnen. Einige ließen sich auch dazu bewegen; andere hielten sich anfangs standhaft, fielen aber später ab; viele aber überwandten Qual und Tod um dessen willen, der sie geliebt hatte bis in den Tod. „Der Herr wollte sein Volk prüfen,“ schreibt der Bischof von Karthago, Cyprianus, der später selbst als Märtyrer starb. „Weil ein langer Friede die uns von Gott befohlene Zucht verdorben hatte, so hat die Züchtigung unsern Glauben wieder geweckt, der beinahe eingeschlafen war.“

Die letzte und furchtbarste Verfolgung der Christen begann unter dem römischen Kaiser Diokletian und dauerte acht Jahre. Alle christlichen Kirchen sollten zerstört, alle Handschriften der Bibel ausgeliefert und verbrannt werden; die Bürger, welche Christen geworden, sollten ihre Rechte

und Würden verlieren und die christlichen Sklaven niemals freigelassen werden, wenn sie das Christenthum nicht abschwören. Sie wurden an ihren Leibern verstümmelt, haufenweise verbrannt, eräuft und sonst auf's grausamste hingerichtet. Aber die Glaubensfreudigkeit der meisten Christen war unter diesen Verfolgungen so groß, daß sie Gut und Blut gerne dahin gaben.

Jede dieser Christenverfolgungen diente zur inneren Läuterung und Stärkung der Christen, ja selbst äußerlich zur Vermehrung ihrer Zahl; denn das Blut der Märtyrer war der Same der Kirche.

Bald nach der Verfolgung unter Diokletian kam es nach Gottes wunderbarer Fügung dahin, daß ein römischer Kaiser die Christen nicht nur schützte, sondern ihnen auf alle Weise förderlich war, ja sich am Ende seines Lebens auf den Namen Jesu Christi taufen ließ. Es war dies Konstantin mit dem Beinamen der Große. Sein Name ist noch in dem Namen von Konstantinopel, d. i. Konstantins Stadt erhalten.

Mit Konstantin hörten im ganzen die Verfolgungen von Seiten der Heiden auf. Die Christen wurden immer mehr begünstigt, ja unter einem späteren Kaiser, Theodosius dem Großen, der bis zum Jahr 395 nach Christo regierte, wurde Götzendienst und Heidenthum im römischen Reich sogar verboten.

Aber da es jetzt weder Gefahr noch Schmach mehr brachte, ein Christ zu heißen, sondern vielmehr allerlei äußerliche Vortheile, so machte sich von nun an der Unterschied von wahren und falschen Christen immer mehr bemerklich. Das heidnische und jüdische Wesen, obwohl äußerlich überwunden, zog sich in die christliche Kirche selbst hinein; und weil der falschen Christen immer mehr gewesen sind als der wahren (Matth. 7, 13. 14), so hörten auch die Verfolgungen der wahren Gläubigen nicht auf. Durch alle Jahrhunderte beweist sich vielmehr das Reich Christi auf Erden als ein Kreuzesreich, da es nach dem Ausspruch des Meisters (Matth. 16, 24) geht: „Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir,“ und nach dem Wort seines bewährten Jüngers, des Apostels Paulus (2. Tim. 3, 12): „Alle, die gottselig leben wollen in Christo Jesu, müssen Verfolgung leiden.“

265. Johannes Huß.

Frühe schon gelangten in der christlichen Kirche die Bischöfe von Alexandrien, Antiochien, Jerusalem, Konstantinopel und Rom zu großem Ansehen. Zu Ende des 4. Jahrhunderts waren die einflußreichsten und mächtigsten Bischöfe die Patriarchen zu Konstantinopel und Rom. Letzteren gelang es allmählich, die Oberherrschaft über die Kirche zu erringen (Papstthum), dann — namentlich durch die Gesetze des Papstes Gregor VII. — die Kirche vollständig unabhängig vom Staate zu machen und endlich dieselbe über den Staat und sich selbst über die Könige zu erheben. Aber dieser Sieg gereichte der Kirche nicht zum Segen. Die Päpste nahmen oft mehr auf die Befestigung ihrer Macht und auf den Erwerb irdischer Schätze als auf das Seelenheil der Christen Bedacht. Apostolische Einfachheit, evangelische Heiligung, gründliche Erkenntniß christlicher Wahrheit war eine große Seltenheit geworden, und nicht selten hatten die wahren Jünger des Herrn von Seite kirchlicher Machthaber grausame Verfolgungen zu erdulden.

Unter den Zeugen der evangelischen Wahrheit vor der Reformation leuchtete durch die Treue in seinem Bekenntnisse und durch die ruhige Standhaftigkeit, mit der er in der erkannten Wahrheit bis in den Tod verharrte, besonders Johannes Huß (geb. 6. Juli 1373) hervor. Er war ein frommer und gelehrter Professor und Prediger zu Prag. Der Schmerz über das Verderbniß der Kirche veranlaßte ihn, gegen das unwürdige Leben der Geistlichen, aber auch gegen manche Irrlehren und Mißbräuche, die in der Kirche eingerissen waren, aufzutreten. Insbesondere tadelte er, daß den Nichtgeistlichen (Laien) der Kelch im hl. Abendmahl entzogen werde; auch lehrte er, daß das Wort Gottes höhere Geltung habe, als das der Päpste und der Kirchenversammlungen (Concile). — Damals gab es zu gleicher Zeit drei Päpste, die mit einander in hartem Streite lagen. Diesem Aergernisse ein Ende zu machen, berief der Kaiser Sigismund ein allgemeines Concil, das im Jahre 1414 zu Kostniß oder Konstanz am Bodensee abgehalten wurde. Hier sollte auch Huß vernommen werden; man sicherte ihm zu, daß er sich frei verantworten dürfe. Kaiser Sigismund versprach ihm freies Geleit, und Huß erschien in Konstanz. Bald wurde er hier aber gefangen gesetzt und, da er nicht

widerrufen wollte, was er gelehrt hatte, zum Feuertode verurtheilt. Als Huß sich auf das kaiserliche „freie Gelcit“ berief, entgegnete man ihm, daß einem Ketzer gegenüber der Kaiser nicht Wort zu halten brauche. Huß bestieg den Scheiterhaufen und fand in den Flammen betend seinen Tod an seinem Geburtstage im Jahre 1415. Seine Asche streute man in den Rhein. „Jetzt bratet ihr eine Gans (Huß), aber nach hundert Jahren wird aus meiner Asche ein Schwan aufsteigen, den werdet ihr nicht übermögen“ — soll der weise und fromme Mann vor seinem Tode weissagend ausgerufen haben. Ein Jahr darauf wurde zu Konstanz auch Hussens Freund, Hieronymus von Prag, verbrannt.

Als man die Anhänger dieser Männer mit den Waffen überwältigen wollte, brach der schreckliche Hussitenkrieg aus, der 16 Jahre deutsche Länder verheerte und nur dadurch zu Ende gebracht wurde, daß der Papst den Hussiten den Kelch im hl. Abendmahle zugestand. (Ziska.)

Zu den Lehrsätzen Hussens bekannte sich die Gemeinde der böhmischen Brüder, die nach dem Vorbilde der apostolischen Gemeinde zu leben suchte und sich unter mancherlei Anfechtungen aufrecht erhalten hat. In Deutschland wurde indes das Verlangen nach einer „Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern“ immer dringender und allgemeiner.

266. Dr. Martin Luther.

Am 10. November 1483 wurde einem armen, biedern Bergmanne, Hans Luther, aus dem Dorfe Möra bei Eisenach, zu Eisleben ein Söhnlein geboren, dem er am folgenden Martinstage in der hl. Taufe den Namen Martin gab. Er und seine Frau Margarethe, geborne Lindemann, erzogen den Knaben nach ihrem Stande einfach, dabei streng in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Hans Luther zog später nach Mansfeld, und dort erhielt der Knabe seinen ersten Unterricht. Der Vater hielt ihn fleißig zur Schule an und trug den kleinen Martin bei ungünstigem Wetter oft auf seinen Armen dahin. Dieser zeigte bald einen scharfen Verstand und rechten Eifer zum Lernen, so dass der Vater sich entschloss, einen Gelehrten aus ihm zu machen.

Er schickte ihn 1497 auf die lateinische Schule zu Magdeburg und ein Jahr darauf nach Eisenach, wo Martin sich seinen Unterhalt kümmerlich als Currendeschüler durch Singen und Beten vor den Thüren vermögender Leute erwerben musste. Durch seine schöne Stimme und mehr noch durch sein ernstes, frommes, bescheidenes Wesen zog er die Aufmerksamkeit einer edlen Wittwe, Namens Cotta, auf sich, die ihn in ihr Haus nahm. 1501 bezog er die Universität zu Erfurt, um nach dem Willen seines Vaters ein Rechtsgelehrter zu werden. Der Herr segnete seinen grossen Fleiß; denn Luther betete und arbeitete und, wie er selbst sagt, „fleissig gebetet, ist über die Hälfte studirt“. Schon 1503 wurde er Magister der freien Künste, und durfte nun selbst an der Universität Vorlesungen in der Philosophie halten. Eines Tages fand er auf der Universitätsbibliothek eine grosse lateinische Bibel, die an einer Kette befestigt war; noch nie in seinem Leben hatte er eine ganze Bibel gesehen, und sein erster Blick fiel auf 1. Sam. 1 und 2. Bald las er gar vieles in der hl. Schrift, wovon er nie gehört, und sein mühsam unterdrücktes Verlangen, ein Geistlicher zu werden, wurde wieder mit voller Stärke in ihm lebendig. Dazu kam, dass auf einer Ferienreise nach der Heimat sein lieber Freund Alexius neben ihm vom Blitze erschlagen wurde. Der Gedanke: „Wo wäre jetzt deine Seele, hätte dich der Strahl getroffen?“ fasste ihn und liess ihn nicht los. Mit dem Wunsche, seine Seele zu retten, der Welt sich zu entziehen, ganz dem Herrn zu leben, ging er am 17. Juli 1505 als Mönch ins Augustinerkloster zu Erfurt. Den darüber bekümmerten Vater tröstete er mit zarten, kindlichen Worten. Nun lag er mit der strengsten Gewissenhaftigkeit den Pflichten des neuen Standes ob. Allein harte Arbeiten und selbsterwählte Fasten und Kasteiungen, welche, wie er meinte, zur Erwerbung göttlicher Heiligkeit und Seligkeit dienlich wären, warfen ihn aufs Krankenlager. Da tröstete ihn ein alter Klosterbruder mit dem Worte: „Ich glaube an eine Vergebung der Sünden“, mehr aber noch der fromme Ordensgeneral Johann von Staupitz. Als dieser den jungen Mönch zum ersten Male sah, ahnte er in ihm einen Mann, mit welchem Gott etwas Grosses

vorhabe. Staupitz hatte selbst den Frieden Gottes im Glauben an den Heiland gefunden und wusste den Verzagenden mit dem Troste des Evangeliums zu erquickten. Er entband ihn von den niedrigen Klosterdiensten und gebot ihm, sich ganz den Studien zu widmen. Mit freudigem Eifer studirte Luther von nun an die hl. Schrift, dazu die Schriften des heiligen Augustinus, jenes großen Kirchenvaters des fünften Jahrhunderts, der auch allein im Glauben an Christi Verdienst die Gerechtigkeit gefunden, die vor Gott gilt, und von dessen Lehren die Kirche damals so weit sich entfernt hatte.

Als der Kurfürst von Sachsen Friedrich der Weise für seine (1502) neuerrichtete Universität Wittenberg tüchtige Professoren suchte, empfahl ihm Staupitz Luthern, und dieser zog 1508 als Professor der Philosophie nach Wittenberg. Im folgenden Jahre begann er auch theologische Vorlesungen zu halten und zu predigen, beides mit ausserordentlichem Beifalle; denn was er vortrug, ging von Herzen zu Herzen; war es doch aus der lauterer Quelle des göttlichen Wortes geschöpft, auf das er seine Zuhörer immer hinwies. Der Kern seiner Lehre war die Gerechtigkeit aus dem Glauben. Er selbst bethätigte diesen Glauben durch einen gottseligen Wandel.

Auf einer Reise nach Rom 1510, die er im Auftrage seines Ordens machte, sah er in dieser Stadt, die er für den Sitz aller Heiligkeit gehalten, vielerlei Un-eittlichkeit und Unchristlichkeit, wodurch seine Ehrfurcht vor der heiligen Stadt und ihrem Haupte, dem Papste, sehr erschüttert wurde.

Im Jahre 1512 wurde Luther Doctor der heiligen Schrift und Prediger an der Stadtkirche zu Wittenberg.

267. Beginn der Reformation.

Seitdem Johannes Huß sein Leben in den Flammen des Scheiterhaufens hatte aufopfern müssen, hat sich in der Christenheit Manches begeben, was den hergebrachten Glauben an die Reinheit und Wahrheit der damaligen Kirchenlehre erschütterte. Unter allen Ständen in Deutschland herrschte eine Verstimmung und Unzufriedenheit über kirchliche Zustände. Viele hatten sich in ihrem Herzen von der Kirche losgesagt und hielten sich nur



äußerlich zu ihr, um sich den Zorn der mächtigen Priesterschaft nicht zuzuziehen; andere waren in Unglauben versunken und spotteten des Heiligen.

Ein großer Mißbrauch; den die Priesterschaft damals duldete, und der zugleich die Wurzel vieler anderer Mißbräuche wurde, war der Ablasshandel. Es war schon in uralter Zeit Sitte, daß dem, der sich gegen kirchliche Ordnungen und Gesetze vergangen hatte, und durch Büßungen — z. B. Wallfahrten, besonders nach Rom, Jerusalem u., Hersagen von Psalmen und Gebeten, Beisteuern zur Erbauung von Kirchen, Klöstern und Heiligenhäuschen — die Schuld abtrug, Ablass (d. h. Vergebung) ertheilt wurde. Als man aber anfing, die kirchlichen Satzungen den göttlichen Geboten gleich zu stellen, wurde jener kirchliche Ablass als die göttliche Vergebung der Sünden angesehen. So bildete sich nach und nach die Meinung, daß man sich durch äußere Werke die Gnade des Richters erwerben könne, der nur das Herz ansieht.

Papst Leo X., ein Freund der schönen Künste, schrieb einen allgemeinen Ablass aus, um die prachtvolle Peterskirche zu Rom ausbauen zu können. Den Verkauf der Ablasszettel in Deutschland übernahm für die Hälfte des Ertrages desselben der Erzbischof von Mainz. Er sandte nach Sachsen den Dominikanermönch Johann Tetzel aus Leipzig. Derselbe wurde in allen Ortschaften als des Papstes Gesandter feierlichst empfangen. Vor dem Altare stellte er einen großen Geldkasten auf, der die Inschrift trug:

„Sobald das Geld im Kasten klingt,
Die Seele aus dem Fegfeuer springt.“

Er pflegte zu sagen: „Der Ablass ist die höchste Gabe Gottes; das rothe Kreuz des Papstes vermag so viel, als das Kreuz Christi; ich, Tetzel, habe mit dem Ablass weit mehr Seelen errettet, als Petrus mit seiner Predigt, und mag mit ihm im Himmel nicht theilen.“ Jede, sogar eine noch zu begehende Sünde konnte gegen Erlegung einer gewissen Geldsumme erlassen werden. In Folge dessen wurden die Beichtstühle leer, und wer noch kam, besaß schon einen Ablasszettel und glaubte deshalb der Buße nicht zu bedürfen, um vor Gott bestehen zu können. Als der Ablasskrämer auch in Züterbogk, unweit Wittenberg, seinen schnöden Anflug trieb, erhob sich Martin Luther gegen diesen heillosen Mißbrauch. Da Predigten und Ermahnungen nichts fruchteten, schlug er am Vorabende des Allerheiligentages, am 31. Oktober 1517, an die Thür der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Sätze (Thesen) in lateinischer Sprache an, und lud die Gelehrten ein, auf Grund der hl. Schrift mit ihm zu disputiren. Der erste Satz lautete: „Unser Herr Jesus Christus will, daß das ganze Leben seiner Gläubigen auf Erden

eine stäte, unaufhörliche Buße sei;" der 32ste Satz: „Die werden sammt ihren Meistern zum Teufel fahren, die da meinen, durch Ablassbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu sein.“ Wie ein Blitz zündeten diese Sätze in aller Gemüther. Luthers Kühnheit erregte allgemeines Erstaunen und bei vielen Freude und Hoffnung. Er selbst erschrak über die gewaltige Bewegung, die seine That hervorrief; weder er selbst, noch sonst Jemand ahnete es, daß dies der Anfang der von den Völkern längst ersehnten Kirchenverbesserung (Reformation) war.

Papst Leo achtete anfangs der Aufregung nicht; er hielt den Streit für bloßes Mönchsgezänk, und Luther, der nicht glauben konnte, daß die Ablasskrämer in des Papstes Sinne handelten, schrieb an ihn, um ihn von dem wahren Sachverhältnisse in Kenntniß zu setzen. Da forderte ihn der Papst vor seinen Richterstuhl nach Rom. Aber Kurfürst Friedrich der Weise, der für Luther Schlimmes fürchtete, erwirkte, daß er sich in Augsburg vor einem päpstlichen Gesandten verantworten dürfe. Hier forderte dieser nichts als Widerruf; aber den wollte Luther nicht leisten, da er aus Gottes Wort die seligmachende Ueberzeugung gewonnen hatte, daß der Mensch die Gerechtigkeit und Seligkeit nicht durch des Gesetzes Werke, noch weniger durch von der Kirche auferlegte Büßungen und sonstige gute Werke erlange, sondern allein durch den Glauben an das vollgiltige Verdienst unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi, welcher Glaube allein herzliche Reue und Sinnesänderung (Buße, Bekehrung) schaffe.

Als Luther merkte, daß der Papst für das Wort der evangelischen Wahrheit kein Ohr hatte, fing er an, das göttliche Ansehen des Papstthums in Zweifel zu ziehen; ja er behauptete, das Wort der hl. Schrift stehe hoch über des Papstes Satzungen. Da sprach der Papst, am 15. Juni 1520, den Bannfluch über Luther aus; aber dieser verbrannte öffentlich und feierlich die Bannbulle vor dem Elstertthore zu Wittenberg am 10. Dez. 1520.

268. Luther auf dem Reichstage zu Worms.

Unterdessen war Kaiser Maximilian (1519) gestorben, und sein Enkel, Karl V., auf den deutschen Thron erhoben worden. Ihm lag am Herzen, die Glaubensspaltung in Deutschland zu beseitigen; deshalb lud er Luther zur Verantwortung auf den Reichstag zu Worms, und versprach ihm freies Geleit. Luthers Freunde waren besorgt; denn man dachte an das Schicksal des Huss. Er aber gehorchte dem kaiserlichen Befehle, obgleich er kaum von einem Fieber genesen war. Seinem Freunde Melanchthon sagte er zum

Abschiede: „Komme ich nicht wieder, und morden mich meine Feinde, so beschwöre ich dich, lieber Bruder, lass nicht ab zu lehren und bei der Wahrheit zu beharren! Du kannst es noch besser machen.“

Als er in den ersten Tagen des April 1521 von Wittenberg auf einem offenen, vom Rathe ihm geliehenen Rollwagen wegfuhr, da haben viele Bürger und Studenten in Thränen ihm die Hand gereicht; sie meinten, er werde nicht wiederkehren.

Vom kaiserlichen Herolde geleitet, zog er über Leipzig, Erfurt und Frankfurt, an den meisten Orten mit Zeichen herzlicher Theilnahme empfangen. Das Volk lief stundenweit ihm entgegen. Einige versuchten, ihn von seinem Vorhaben abzuschrecken; sie erinnerten ihn an Konstanz; er dachte ohnedem daran, der Kaiser werde ihm das Geleit nicht halten können. In Weimar wurde gerade ein kaiserliches Edikt angeschlagen, Luthers Bücher auszuliefern und zu verbrennen. Da fragte der Herold: „Herr Doctor, wollt ihr weiter ziehen?“ Luther antwortete: „Und wenn sie gleich ein Feuer machten, das bis an den Himmel reichte, will ich doch im Namen des Herrn erscheinen, Christum bekennen und walten lassen.“ Als er in die Nähe von Worms kam, schickte selbst sein Freund Spalatin, der mit seinem Herrn dort war, einen Boten, er solle nicht hineinkommen, seine Sache sei verloren. Luther antwortete: „Und wenn so viele Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern liegen, dennoch wollt ich hinein.“

Als er am 16. April morgens vor Worms ankam, waren einige sächsische Edle ihm entgegengeritten. Der kaiserliche Herold ritt voran; neben Luther in der Mönchskutte sassen ein Augustiner und der getreue Amsdorf; viel Volk hatte sich aufgemacht, ihn zu sehen. Herberge fand er im Hause des Komthurs der Johanniter, wo einige sächsische Herren wohnten.

Am Tage nach seiner Ankunft, abends um 4 Uhr, ward Luther in die Reichsversammlung entboten. Er lag vorher im Gebete vor Gott.

Ulrich von Pappenheim und Kaspar Sturm begleiteten ihn auf Umwegen durch Gärten, um der herbeiströmenden neugierigen Menge zu entgehen, zum bischöflichen Palaste, wo der Kaiser residirte und die Reichsversammlung gehalten wurde. An der grossen Thür des Saales stand der tapfere Feldhauptmann Georg von Frundsberg; der legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach: „Mönchlein, Mönchlein, du gehest jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberste in unserer ernstesten Schlacht nicht gegangen bin. Bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiss, so fahre in Gottes Namen fort und sei getrost, Gott wird

dich nicht verlassen.“ Luther trat ein und stand vor Kaiser und Reich. Um den jungen Kaiser waren fast alle Fürsten des Reichs versammelt; sechs Kurfürsten, die Gesandten des Papstes, weltliche und geistliche hohe Herren und die Vertreter der Städte, im Ganzen gegen 300 Personen, bildeten diese erhabene Versammlung. Luther wurde durch den Kanzler des Kurfürsten von Trier aufgefordert, zu beantworten, ob er die auf einer Tafel vor ihm liegenden Bücher als die seinigen anerkenne und ob er ihren Inhalt widerrufen wolle? Bevor er antwortete, sprach der rechtskundige Dr. Hieronymus Schurf: „Man verlese die Titel!“ Hierauf bekannte sich Luther zu seinen Büchern. Auf die zweite Frage zu antworten, ob er alles darin vertheidigen oder widerrufen wolle, bat er Kaiserliche Majestät um Bedenkzeit, weil das der Seelen Seligkeit und den höchsten Schatz im Himmel und auf Erden, Gottes Wort, beträfe. Nach kurzer Berathung der Fürsten erwiderte der Kanzler, er habe zwar genugsam Zeit gehabt, dies zu erwägen, doch Kaiserliche Majestät wolle aus angeborener Güte ihm noch einen Tag zum Bedenken gewähren.

In der That, dazu hatte er auch Zeit genug gehabt. Er hatte mit schwacher, etwas gedrückter Stimme gesprochen. Auch wer nichts weiß von Menschenfurcht, dem fällt solch ein erster Anblick der Grossen dieser Welt aufs Herz, bis das Auge sich daran gewöhnt. Luther hat den Tag in stiller Erwägung und im Gebet zugebracht.

Am 18. April war es bereits Abend und der Saal von Fackeln erleuchtet, als er wieder in die Reichsversammlung eingeführt wurde. Auf die wiederholte Frage nach dem Widerruf sprach er mit fester sicherer Stimme: „Allerdurchlauchtigster Kaiser, durchlauchtigste hochgeborne Kurfürsten, gnädigste Herren. Ich erscheine als der Gehorsame auf den Termin, so mir gestern Abend angesetzt ist, und bitte durch Gottes Barmherzigkeit, Ew. Kaiserliche Majestät wollen diese gerechte und wahrhaftige Sache gnädigst hören und, so ich aus Unverstand vielleicht einem jeglichen seinen gebührenden Titel nicht geben oder mich sonst irgend nicht nach Hofgebrauch erzeigen würde, mir gnädigst zu gute halten, als der ich nicht an fürstlichen Höfen erzogen bin. Ich kann von mir nichts andres anzeigen, denn dass ich bisher mit solcher Einfalt des Gemüthes geschrieben und gelehrt habe, dass ich auf Erden nicht anderes, denn Gottes Ehre, die unverkümmerte Untersuchung und der Christgläubigen Nutz und Seligkeit, damit dieselben rechtschaffen und rein unterrichtet würden, angesehen und gesucht habe.“

Darauf fuhr er, seine Bücher in verschiedene Klassen scheidend, fort: „Etliche sind, in welchen ich vom christlichen

Glauben und guten Werken so schlicht, einfältig und christlich gelehrt habe, dass auch die Widersacher selbst müssen bekennen, sie sein nütze, unschädlich und werth, dass sie von christlichen Herzen gelesen werden. So ich nun anfinde, dieselben zu widerrufen, was thäte ich anders, denn dass ich einziger unter allen Menschen die Wahrheit, welche beide, Freund und Feind zugleich bekennen, verdammte und allein aller einmüthigen Bekenntniss widerstrebte. Eine andere Art meiner Bücher ist, so ich wider etliche Personen geschrieben habe, die sich unterwunden haben, die gottselige Lehre, so von mir gelehret ist, zu dämpfen und zu vertilgen. Wider dieselben, bekenne ich frei, bin ich etwas heftiger und schärfer gewesen, denn es nach Gewohnheit der Religion sich gebühret. Denn ich mache mich nicht zu einem Heiligen, auch disputire ich nicht von meinem Leben, sondern von der Lehre Christi. Aber auch diese Bücher zu widerrufen, will mir nicht gebühren, denn solches würde meinen Gegnern nur Muth machen, sich der Wahrheit zu widersetzen und ihre Tyrannei bestärken, wider Gottes Volk grausamer zu wüthen, denn jemals bisher geschehen ist. Doch weil ich ein Mensch bin, kann ich meinen Büchlein anders nicht helfen noch sie vertheidigen, denn mein Herr und Heiland Jesus Christus seiner Lehre gethan hat, welcher, da er von dem Hohenpriester Hannas um seine Lehre gefragt, von des Hohenpriesters Knecht einen Backenstreich empfangen hatte, sprach: Habe ich übel geredet, so beweise, dass es böse sei. Hat nun der Herr, welcher wusste, dass er nicht irren konnte, sich nicht geweigert, Zeugnis wider seine Lehre zu hören, selbst von einem geringen schnöden Knecht, wie viel mehr ich, der ich Erde und Asche bin und leicht mich irren kann, soll begehren und warten, ob jemand Zeugnis wider meine Lehre geben sollte. Darum bitte ich durch die Barmherzigkeit Gottes Ew. Kaiserliche Majestät, Kur- und Fürstliche Gnaden, oder wer es thun kann, er sei hohen oder niedrigen Standes, wollen Zeugnis geben, mich mit prophetischen oder apostolischen Schriften überweisen, dass ich geirrt habe. Alsdann so ich des überzeugt werde, will ich ganz willig und bereit sein, allen Irrthum zu widerrufen und der erste sein, der meine Bücher ins Feuer werfen will.“

Die Rede hatte lange gedauert; es war Luther heifs geworden, aber auf Begehrt des Kaisers, der das Hochdeutsche wenig verstand, wiederholte er sie auch in lateinischer Sprache. Der Kanzler sagte zu Luther, man sei nicht hier, um zu disputiren; nur eine schlichte runde Antwort werde von ihm begehrt, ob er Widerruf thun wolle oder nicht. Darauf antwortete Luther: „Weil denn Ew. Kaiserliche Majestät und Gnaden eine

schlichte Antwort begehren, so will ich eine solche geben, die weder Hörner noch Zähne hat, dermaßen: Es sei denn, dass ich durch Zeugniss der heiligen Schrift oder mit klaren und hellen Gründen überwunden werde, kann und mag ich nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen!“

Zu Tausenden drängte sich das Volk auf seinem Heimwege herzu, den Vielgeliebten und Vielgehassten zu sehen. Viele Ritter und einige Fürsten kamen noch am Abend in seine Herberge, ihm die Hand zu schütteln. Der alte Herzog Erich von Braunschweig schickte ihm einen silbernen Krug voll Eimbecker Bier. Luther fragte, von wem es sei. Der Edelknabe erwiderte, Herzog Erich habe selbst daraus getrunken, er möge sich nichts Böses versehen. Da trank Luther und sprach: „Wie Herzog Erich meiner gedacht hat, also gedenke der Herr Christus seiner in seinem letzten Stündlein.“

Der päpstliche Legat forderte, dass man Luther wie Huss behandle, auch ihm kein freies Geleit gebe; aber Kaiser Karl sprach: „Und wenn alle Welt lügt, so soll doch der deutsche Kaiser Treue und Glauben halten.“ Luther trat seine Rückreise an. Nach vier Wochen wurde über ihn die Reichsacht ausgesprochen. Die Achtserklärung war von dem päpstlichen Legaten verfasst.

269. Luther auf der Wartburg.

Kurfürst Friedrich der Weise war um das Schicksal Luthers besorgt; mit seiner Macht konnte er diesen nicht gegen das kaiserliche Edikt schützen. Da verfiel er auf eine List. Während Luther auf der Heimreise, nachdem er bei seinem Bruder Jakob in Möra bei Eisleben übernachtet, begleitet von diesem und dem Superintendenten Amßdorf von Magdeburg, in einem Wägelchen am 4. Mai 1521 durch einen Hohlweg im Walde bei Waltershausen in heiterer Stimmung seine Straße zog, brachen plötzlich fünf verkappte Ritter aus dem Dickicht hervor, hoben ihn aus dem Wagen, setzten ihn auf ein Pferd und sprengten mit ihm von dannen. Sie brachten ihn, Abends 11 Uhr, als einen gefangenen Edelmann nach dem hohen Bergschlosse Wartburg bei Eisenach. Dort lebte er nun unerkannt als Junker Jörg, und weder Freunde noch Feinde wußten seinen Aufenthaltsort; aber daß er noch lebe, erfuhren sie durch Briefe und mancherlei erbauliche Schriften, die er von seinem „Patmos“ ausgehen ließ. Doch die köstlichste Frucht seiner unfreiwilligen

Muße ist die Uebersetzung des neuen Testaments in die hochdeutsche Sprache.

Zehn Monate war Luther auf der Wartburg. Als er aber hörte, daß in Wittenberg sein Freund Karlstadt im wilden Eifer anfing, die Altäre und die Heiligenbilder zu zerstören, verließ er am Aschermittwoch 1522 wider seines Kurfürsten Willen seine Zufluchtsstätte, und eilte nach Wittenberg, wo er dem Unfuge wehrte und Ruhe und Ordnung herstellte.

270. Befestigung der Reformation.

Je tiefer Luther in die hl. Schrift eindrang, desto klarer traten ihm die Irrthümer des Papstthums hervor, und desto entschiedener jagte er sich von demselben los. Dem Gottesdienst gab er eine andere, urchristliche Gestalt, indem er wieder die Predigt des Wortes Gottes zum Mittelpunkte desselben machte, den Gemeindegesang einführte, die Kirchengebete in deutscher Sprache hielt, und das hl. Abendmahl in beiderlei Gestalt austheilte. Um der Unwissenheit der Prediger und des Volkes abzuhelfen, schrieb er seinen großen (1528) und seinen kleinen Katechismus (1529). Sein wichtigstes Schriftwerk aber ist die Uebersetzung der ganzen Bibel, die 1534 erschien, und wodurch er sich um die deutsche Christenheit ein nie genug zu preisendes Verdienst erworben hat. Luther hat es der deutschen Christenheit wieder möglich gemacht, das Wort Gottes zu lesen, und ihr zugleich das Recht wiedererrungen, es lesen zu dürfen, und unzählige Schulen, die seitdem aus dem Gute aufgehobener Klöster gestiftet wurden, legten den Samen heilsamer Erkenntniß in die Herzen der Jugend, und beförderten eine allgemeine Bildung, wie sie die Welt vordem nie gekannt hat.

Luthers Wort fand bei den meisten Fürsten und Völkern Deutschlands entschiedenen Beifall und erweckte auch in andern Ländern, die unter dem Papstthume standen, fromme und gelehrte Männer, welche die Reformation mit Aufopferung von Gut und Leben auszubreiten sich bemühten. In der Schweiz wurde die Kirchenverbesserung durch Huldreich Zwingli angebahnt und nach dem Tode desselben i. J. 1531 durch den Franzosen Johann Calvin fortgeführt. Aber dieselbe fand auch mächtige und erbitterte Gegner. Kaiser Karl wagte zwar in Deutschland nicht, was er in seinen andern Gebieten zuließ: Hand an die Zeugen evangelischer Wahrheit zu legen; aber auf dem Reichstage

zu Speier 1529 wurde beschlossen, die sogenannte neue Lehre solle einstweilen nur geduldet, nicht weiter verbreitet werden. Dagegen protestirten die Evangelischen, und deshalb erhielten sie den Namen Protestanten.

Im J. 1530 berief Kaiser Karl einen Reichstag nach Augsburg, um den Kirchenstreit friedlich beizulegen. Er befahl den Protestanten, ihm schriftlich zu überreichen, was sie eigentlich glaubten; und nun verfaßte in ihrem Auftrage der hochgelehrte und fromme Freund Luthers, Philipp Melancthon, die Denkschrift, welche unter dem Namen „Augsburgische Confession (Glaubensbekenntniß)“ weltberühmt geworden ist. Sie wurde am 25. Juni 1530 öffentlich und laut vor Kaiser und Fürsten verlesen. Der Reichsabschied jedoch verwarf die „lutherische Ketzerei“ und verbot die fernere Ausbreitung derselben bei Reichsstrafen.

Luther hatte nicht auf diesem Reichstage erscheinen dürfen; er war im Banne und in der Acht. Er weilte indeß zu Koburg, leitete von da aus die Verhandlungen seiner Freunde auf dem Reichstage und dichtete sein Bußlied: „Aus tiefer Noth schrei' ich zu dir“ (Ps. 130). Hier sang er auch täglich das Glaubenslied: „Ein feste Burg ist unser Gott“ (Ps. 46). —

271. Luther in seinem häuslichen Leben und im Sterben.

Luther war freigebig, wie selten ein Reicher, und schützte, während er allerwegs die Noth seiner Nächsten zu lindern beflissen war, seine eigene Familie allzuwenig vor einer sorgenvollen Zukunft. Als ihn einer seiner Freunde erinnerte, er möchte doch wenigstens zum Besten seiner Familie ein kleines Vermögen sammeln, gab er zur Antwort: „Das werde ich nicht thun; denn sonst verlassen sie sich nicht auf Gott und ihre Hände, sondern auf ihr Geld.“

Nothleidenden gab Luther, so lange er etwas besass, ja man kann sagen, auch dann noch, wenn er nichts mehr hatte, wie folgende Beispiele beweisen werden. Einst kam ein Mann, der sich in Geldnoth befand, auf Luthers Studierzimmer und bat ihn um eine Unterstützung. Es gebrach Luther aber gleichfalls an Geld; da er doch gerne helfen wollte, besann er sich,

holte das Pathengeld seines jüngst geborenen Kindes und gab's dem Bittenden. Seine Gattin, Katharina von Bora, welche davon nichts wusste, merkte es bald an der Leere der Sparbüchse und war etwas ungehalten über die unbedachte Freigebigkeit ihres Mannes. Luther aber entgegnete ihr: „Lass es gut sein! Gott ist reich, er wird anderes bescheren.“

Ein ander Mal kam ein armer Student, welcher nach Vollendung seiner Studien Wittenberg verlassen wollte und bat Luther um ein Reisegeld. Da aber Luther selber ohne Geld war, und auch bei seiner Frau vergebens darum angefragt hatte, so war die Verlegenheit des Gebetenen, der nicht zu helfen wusste, fast grösser, als die des Bittenden. Plötzlich fiel Luthers umherschender Blick auf den schönen vergoldeten Becher von Silber, welchen er vor Kurzem vom Kurfürsten zum Geschenke erhalten hatte; er lief herzu, fasste das Kleinod und reichte es dem Studiosen. Dieser war darüber bestürzt und wollte nicht zugreifen, und auch Katharina schien durch den Entschluss ihres Mannes nicht eben angenehm überrascht. Aber Luther machte den Ueberraschungen schnell ein Ende, drückte den Becher mit Kraft zusammen und sprach: „Ich brauche keinen silbernen Becher! Da nimm ihn, trag ihn zum Goldschmied, und was du dafür lösest, behalte!“

War in Luthers Hause das Mittagmahl mit sinnreichen Reden gewürzt, so verschönte den Abend meistens Musik und Gesang. Wer am Abend vor Luthers Hause vorüberging, der konnte es deutlich und mit andächtiger Freude hören, dass darinnen gute Menschen wohnten. Luther selbst begleitete den Gesang mit Flötenspiel oder mit der Laute. „Musika,“ pflegte er zu sagen, „ist das beste Labsal einem betrübten Menschen, dadurch das Herz wieder zufrieden, erquicket und erfrischt wird, sie verjaget den Geist der Traurigkeit, wie man am König Saul siehet. Die Jugend soll man stets zu dieser Kunst gewöhnen; denn sie macht feine und geschickte Leute.“

Luther war ein ebenso liebherziger als verständiger Vater seiner Kinder. Einst brachte ihm die Muhme seiner Kinder eines auf dem Arme entgegen; da segnete er es und sprach: „Gehe hin und sei fromm; Geld will

ich dir nicht lassen, aber einen reichen Gott will ich dir lassen, der dich nicht verlassen wird; bis (sei) nur fromm, da helfe dir Gott zu! Amen.“

Seine überaus grosse Zärtlichkeit gegen seine Kinder hinderte ihn jedoch nicht, sie in guter Zucht zu halten. Als sein zwölfjähriger Sohn sich eines Vergehens schuldig gemacht hatte, liess er ihn drei Tage lang nicht vor sich und nahm ihn nicht eher wieder zu Gnaden an, als bis er ihm schrieb, sich demüthigte, und Abbitte that. Bei dieser Gelegenheit, als die Mutter und Dr. Jonas für ihn baten, sprach Luther: „Ich wollt' lieber einen todten, denn einen ungezogenen Sohn haben.“

Im Jahre 1542 erkrankte seine inniggeliebte, vierzehnjährige Tochter Magdalena. Die Krankheit liess sich sehr schlimm an; Luther wich kaum noch vom Bette der Tochter. „Ich habe sie sehr lieb,“ seufzte er; „aber, lieber Gott, da es dein Wille ist, da du sie dahin nehmen willst, so will ich sie gern bei dir wissen.“ Darauf wandte er sich zur Kranken: „Magdalenchen, mein Töchterlein, du bleibest gern hier bei deinem Vater und ziehest auch gern zu jenem Vater?“ Sie antwortete: „Ja, Herzensvater, wie Gott will.“ Da sagte Luther: „Du liebes Töchterlein, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach,“ und wandte sich um und sprach: „Ich hab' sie ja sehr lieb.“

Als Magdalenchen in den letzten Zügen lag, fiel der Vater vor dem Bette auf seine Kniee, weinte bitterlich und betete, dass sie Gott erlösen wolle. Da verschied sie und entschlief in ihres Vaters Händen. Und als sie nun im Sarge ruhte, sprach er: „Du liebes Lenchen, wie wohl ist dir geschehen! Du wirst wieder auferstehen und leuchten wie ein Stern, ja wie die Sonne.“

Am 23. Januar 1546 trat Luther eine Reise nach Eisleben an. Dort erkrankte er; am 15. Februar fühlte er sein Ende herannahen, nachdem er kurz vorher mit seinen Freunden viel vom Tode, vom ewigen Leben und vom Wiedersehen im Himmel gesprochen hatte. Abends zehn Uhr legte er sich zu Bett mit den Worten: „In deine Hände befehl ich meinen Geist, du hast mich erlöset, Herr du treuer Gott!“ Nach Mitternacht stand er wieder mit diesen Worten auf, klagte sehr über Schmerzen in der Brust, betete und sagte: „Lieber Gott,

wie ist mir's so wehe! Ich fahre dahin, ich werde wohl hier zu Eisleben, wo ich geboren und getauft bin, bleiben.“ Da sprach Dr. Jonas: „Ehrwürdiger Vater, Gott wird Gnade verleihen, dass es wird besser werden.“ Er antwortete: „Ich werde meinen Geist aufgeben; denn die Krankheit mehrt sich.“ Darauf fing er an zu beten: „O mein himmlischer Vater, ein Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi, du Gott alles Trostes, ich danke dir, dass du mir deinen Sohn Jesum Christum offenbaret hast, an den ich glaube, den ich gepredigt und bekannt, den ich geliebt und gelobt habe, welchen alle Gottlosen lästern und verfolgen! Ich bitte dich, Herr Jesu Christe, lass dir meine Seele befohlen sein, und ob ich schon diesen Leib lassen und aus diesem Leben hinweggerissen werden muss, so weiß ich doch gewiss, dass ich bei dir ewiglich bleiben soll, und aus deiner Gnade mich Niemand reißen kann.“ Nachdem er Arznei eingenommen hatte, sprach er dreimal sehr eilend auf einander lateinisch: „Vater, in deine Hände befehl' ich meinen Geist; du hast mich erlöset, du treuer Gott!“ Da er nun still ward, riefen Dr. Jonas und M. Celius ihm stark zu: „Ehrwürdiger Vater, wollet ihr auf Christum und auf die Lehre, wie ihr sie gepredigt habt, beständig sterben?“ Darauf sprach er, dass man es deutlich hören konnte: „Ja“, wendete sich auf die rechte Seite, faltete die Hände zum Gebete und gab bald darauf mit einem tiefen, doch sanften Athemzug seinen Geist auf, Donnerstag den 18. Februar 1546, morgens um 2 Uhr, — in einem Alter von 62 Jahren 3 Monaten und 8 Tagen. Sein Freund Melanchthon hielt ihm die Leichenrede. Sein Leichnam ruht in der Schlosskirche zu Wittenberg.

Meine Seele sterbe den Tod dieses Gerechten, und mein Ende sei wie Dieses Ende! (4. Mos. 23, 10.)

1. Wenige Wochen nach dem Tode Luthers brach der schmalkaldische Krieg aus, in welchem nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg (1547) die Häupter des schmalkaldischen (evangel.) Bundes, Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen in die Gefangenschaft des Kaisers geriethen. Johann Friedrich musste sogar sein Land an seinen Vetter Moritz abtreten, der zu seinem Falle vieles beigetragen hatte. Allein die evangelische Kirche vermochte der Kaiser nicht zu überwältigen. Derselbe Moritz, der ihm zum Siege verholfen hatte, demüthigte ihn. Der Augsburger Religionsfriede, 26. Sept.

1555, gab der evangelischen Kirche im deutschen Reiche gleiche Rechte mit der römisch-katholischen. — Da Kaiser Karl fast alle Lieblingspläne seines Lebens vereitelt sah, legte er die deutsche Kaiserkrone freiwillig nieder (1556) und zog sich in ein Kloster zurück, wo er, fern vom Getümmel der Welt, nach zwei Jahren sein Leben beschloss.

2. Luthern wurde im Jahre 1867 in Worms ein grosses Denkmal errichtet. Sein Bild steht in der Mitte desselben auf einem hohen Fussgestelle so, wie er vor dem Reichstage stand, das Haupt kühn erhoben, mit der Rechten auf die Bibel weisend, die er in der Linken hält. An seinem Fussgestelle sitzen vier Vorläufer der Reformation: Peter Waldus aus Frankreich, Wycliffe aus England, Johannes Huss aus Böhmen und Savonarola aus Italien. Im Kreise herum aber stehen vier andere Standbilder: die beiden Beschützer und Förderer der Reformation, Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, und Landgraf Philipp von Hessen, dazu zwei Gelehrte jener Zeit, Reuchlin, und Luthers treuer Helfer und Freund Melanchthon. Dazwischen endlich sitzen drei Frauengestalten; sie bedeuten die in der Geschichte der Reformation wichtigen Städte Speyer, Magdeburg und Augsburg.

272. Ein Brief Dr. Luthers an seinen kleinen Sohn Hans, (Juni 1530).

Gnade und Friede in Christo, mein liebes Söhnchen! Ich sehe gerne, dass du wohl lernest und fleissig betest. Thue also, mein Söhnchen und fahre fort. Wenn ich heim komme, so will ich dir einen schönen Jahrmakkt mitbringen. Ich weiss einen hübschen, lustigen Garten, da gehen viele Kinder innen, haben güldene Röcklein an und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen und Birnen, Kirschen, Spillinge und Pflaumen, singen, springen und sind fröhlich, haben auch schöne kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, des der Garten ist, wes die Kinder wären. Da sprach er: Es sind die Kinder, die gerne beten, lernen und fromm sind.

Da sprach ich: Lieber Mann, ich habe auch einen Sohn, heisst Hüschen Luther; möchte er nicht auch in den Garten kommen, dass er auch solche schöne Aepfel und Birnen essen möchte und solche feine Pferdlein reiten und mit diesen Kindern spielen? Da sprach der Mann: Wenn er gerne betet, lernet und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen; Lippus und Jost auch, und wenn sie alle zusammen kommen, so werden sie auch Pfeifen, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüsten schiefsen.

Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugerichtet; da hingen eitel güldene Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüste; aber es war noch früh, dass die Kinder noch nicht gegessen hatten; darum konnte ich des

Tanzes nicht erharren und sprach zu dem Manne: Ach, lieber Herr! ich will flugs hingehen und das alles meinem lieben Söhnlein Hänschen schreiben, dass er ja fleißig bete und wohl lerne und fromm sei, auf dass er auch in diesen Garten komme; aber er hat eine Muhme Lene, die muss er mitbringen. Da sprach der Mann: Es soll ja sein, gehe hin und schreibe ihm also.

Darum, liebes Söhnlein Hänschen, lerne und bete ja getrost und sage es Lippus und Josten auch, dass sie auch lernen und beten, so werdet ihr miteinander in den Garten kommen. Hiermit sei dem allmächtigen Gott befohlen und grüße Muhme Lene und gib ihr einen Kuss von meinetwegen.

Dein lieber Vater

Martinus Luther.

273. Karl V. an Luthers Grab.

• Ein Kaiser stand an Luthers Ruhstätte,
mit stiller Ehrfurcht denkend des Begrabnen,
von tiefem Ernst das Antlitz übernachtet;
da naht ein feiger Höfling dem Erhabnen,
der schon im Geist sein eignes Todtenbette
erschaut, indem er fremden Staub betrachtet.
Und jener spricht: „Verachtet
hat deine Macht der Ketzer, darum strafe
ihn noch im Tod, verbrenne den Unbänd'gen,
der unerhörter Neu' rung sich erfrechte!“
Doch der Gewalt'ge sprach: „Lutherus schlafe!
Ich bin ein Herr und Kaiser der Lebend'gen,
und über Todte hab' ich keine Rechte!“

274. Melanchthon.

Der treue Gefährte und Helfer Luthers, Philipp Melanchthon, war den 16. Februar 1497 zu Bretten in der Pfalz geboren, wo sein Vater, ein geschickter Waffenschmied und ein gottesfürchtiger, ernstgesinnter Mann, ihn und seinen jüngeren Bruder Georg in guter Zucht hielt.

Früh zeigte sich in dem jungen Philipp eine mächtige Lernbegierde, vorzüglich eine große Anlage für Sprachen und Wissenschaften, so daß er schon im Knabenalter zu einer Gelehrsamkeit gelangte, welche Jedermann bewunderte. Die lateinische Sprache erlernte er im Hause seines Großvaters bei einem Lehrer, welchen Melanchthon nachher dankbar rühmte. Hierauf kam der Knabe in die gelehrte Schule zu Pforzheim, wo er einen vorzüglichen Lehrer der griechischen Sprache fand. Schon in seinem 13. Jahre konnte er die Universität Heidelberg beziehen, in seinem 14. Jahre wurde er Doktor der Philosophie. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete er in Tübingen durch Herausgabe einer griechischen

Sprachlehre. Doch blieb die Theologie das Hauptfeld seines Forschens, und besonderen Eifer wendete er dem ursprünglich in griechischer Sprache geschriebenen neuen Testamente zu. Sechs Jahre lehrte Melanchthon in Tübingen.

Als Kurfürst Friedrich der Weise sich nach den gelehrtesten Männern zur Hebung seiner Neubegründeten Universität Wittenberg umsah, wurde ihm als ein ausgezeichnete Lehrer Melanchthon empfohlen. Melanchthon stand in seinem 21. Jahre, als er Tübingen verließ. Sein Eintritt in die sächsische Universität Wittenberg erfolgte 1518. Luther erkannte bald Melanchthons ganzen Werth und schrieb in einem Briefe an Spalatin über ihn: „Ich danke es meinem guten Philipp, daß er uns griechisch lehrt. Ich bin älter als er, allein das hindert mich nicht, von ihm zu lernen. Ich sage es frei heraus, er versteht mehr als ich, dessen ich mich auch gar nicht schäme.“ Melanchthon fand großen Beifall in Wittenberg, und in den Vorträgen, die er über das neue Testament hielt, sah man 2000 Zuhörer, und weit darüber, versammelt. Die nicht in den Bänken Platz fanden, kletterten an den Fenstern empor und lauschten von oben herab. Sogar aus Italien, dem damaligen Sitze der Wissenschaft, und aus dem rauhen Norden kamen Studierende, um Körner der Weisheit aufzulesen und mit fort in die Ferne zu tragen. Auch Fürstensöhne saßen zu Füßen des kleinen unscheinbaren Mannes.

Welche andere Universität hatte aber auch zwei Lehrer, wie Luther und Melanchthon aufzuweisen! Die beiden Männer hatten sich schnell an einander angeschlossen. Sie unterstützten sich gegenseitig bei dem großen Werk der Bibelübersetzung. Melanchthon war eine milde, sanfte Natur, die sich an Luther als den Stärkeren lehnte. Wie er als einer der ersten Förderer des protestantischen Kirchenglaubens geschätzt wird, so ist auch sein Verdienst um die höhern und niedern Schulen Deutschlands hoch zu halten, weshalb ihm seine Zeitgenossen den Namen: „Lehrer Deutschlands“ gaben. Er wollte die Menschen durch die Wissenschaften veredeln. Melanchthon lebte bis zum Jahre 1560.

275. Der dreißigjährige Krieg und Gustav Adolf.

Im Jahre 1618 entbrannte ein großer Religionskrieg zwischen den Katholiken und den Evangelischen in Deutschland. Weil er fast ohne Unterbrechung bis zum Jahre 1648 geführt ward, so hat man ihn später den dreißigjährigen genannt. Kein anderer Krieg hat soviel Elend über Deutschland gebracht als dieser. Weit und breit wurden die blühendsten Landschaften nichtlich verheert, und entsetzliche Grausamkeiten verübt.

an vielen Orten verwilderte das Volk auf eine schreckliche Weise. Auch die Franzosen mischten sich in den Krieg, um für sich Vorthail zu ziehen. Zuletzt musste der Kaiser im westfälischen Frieden den Evangelischen freie Religionsübung zugestehen.

In diesem Kriege ist auf protestantischer Seite kein größerer Held aufgetreten als Gustav Adolf, der Schwedenkönig. Schon waren die Evangelischen den Katholiken völlig erlegen, und ganz Norddeutschland schien der Knechtschaft preisgegeben, da landete im Sommer des Jahres 1630 Gustav Adolf mit 15000 Mann in Pommern, um seinen bedrängten Glaubensgenossen beizustehen. Aber wie klein war dieses Heer gegenüber der Kriegsmacht des deutschen Kaisers! Der kriegskundige Tilly freilich meinte: „Der König von Schweden besitzt Klugheit und Tapferkeit und ist ein Feind, der den Krieg zu führen weiß. Sein Heer ist ein Ganzes, das er wie sein Ross mit dem Zügel regiert.“ Gustav war auch unstreitig der erste Kriegsheld seiner Zeit, ein Feldherr, wie Jahrhunderte vorher keiner aufgestanden. In seinem Heere herrschte die trefflichste Mannszucht. Er wachte mit eben der Sorgfalt über die Sitten der Soldaten, wie über ihre Tapferkeit. Jedes Regiment musste zum Morgen- und Abendgebet einen Kreis um den Feldprediger schliessen und unter freiem Himmel seine Andacht halten. Fluchen, Spielen, Rauben war strenge verboten. In allen Tugenden ging Gustav den Seinigen als Muster voran. Seine lebendige Gottesfurcht gab ihm in den schwierigsten Lagen Muth und Besonnenheit, und seine Soldaten waren von dem festen Vertrauen erfüllt, dass sie unter einem so frommen und tapferen König siegen müssten.

Als Gustav den deutschen Boden betrat, fiel er im Angesicht seines ganzen Heeres auf die Kniee, dankte Gott mit lauter Stimme für die glückliche Ueberfahrt und flehte um seinen ferneren Segen. Den umstehenden Offizieren kamen vor Rührung die Thränen in die Augen. „Weinet nicht, meine Freunde,“ sprach der König, „sondern betet! Je mehr Betens, desto mehr Sieges. Fleissig gebetet ist halb gesiegt.“ Und siehe, bald wichen die Kaiserlichen vor den tapferen Schweden

zurück. Aber die protestantischen Fürsten waren so furchtsam vor der Heeresmacht des Kaisers, so misstrauisch gegen den ausländischen König, dass sie lange zögerten, sich an Gustav anzuschließen. Die ängstlichen Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen verweigerten ihm geradezu den Durchzug durch ihr Land. Daher konnte Gustav das hartbedrängte Magdeburg nicht retten. Die blühende, evangelische Stadt wurde 1631 von Tilly erobert. Ihr Schicksal war furchtbar. Als die wilden Kriegsscharen raub- und mordgierig im Sturm eindrangen, erfolgte ein Blutbad, wie es noch keine deutsche Stadt in ihren Mauern gesehen hatte. Die ganze Stadt ging in Flammen auf; binnen 10 Stunden war sie in einen wüsten Schutthaufen verwandelt. Von 30 000 Einwohnern retteten kaum 1500 ihr Leben.

Endlich suchte der Kurfürst von Sachsen Rettung bei Gustav Adolf, und dieser schlug mit dem vereinigten schwedisch-sächsischen Heere die Kaiserlichen unter Tilly bei Leipzig, folgte diesem dann nach Bayern und besiegte ihn abermals am Lech. Da wandte sich der Kaiser in seiner großen Noth an seinen früheren Feldherrn Wallenstein; aber erst nach langem Zögern gab der stolze Mann den flehentlichen Bitten des Kaisers nach. Er warb ein Heer, das ihm allein gehören sollte, dem der Kaiser nichts zu sagen hatte, bei dem er nicht einmal erscheinen durfte.

Bei Nürnberg trafen beide Heere zusammen und standen monatelang verschanzt einander gegenüber. Wallenstein wagte keine Schlacht; Gustav suchte vergeblich Wallensteins festes Lager zu erstürmen. Endlich zogen sowohl die Schweden wie die Kaiserlichen davon. Wallenstein wandte sich gegen Sachsen. Schreckliche Verheerungen, Raub, Brand und Mord bezeichneten seinen Weg. Rasch eilte der Schwedenkönig ihm nach. Auf seinem Zuge durch Sachsen empfing ihn das Volk wie einen rettenden Engel. Von allen Seiten drängte es sich jubelnd um ihn her, fiel vor ihm auf die Kniee und suchte die Scheide seines Schwertes, den Saum seines Kleides zu küssen. „Ach,“ sagte der König traurig, „ich fürchte, dass mich Gott wegen der Thorheit dieser Leute strafen werde. Ist es nicht, als ob sie mich zu ihrem Abgott machten? Wie leicht könnte der Gott,



der die Stolzen demüthigt, sie und mich empfinden lassen, dass ich nichts bin, als ein schwacher, sterblicher Mensch!“

Bei dem Städtchen Lützen, nicht weit von Leipzig, erreichte der König Wallensteins Heer. An einem kalten Herbstmorgen, 16. November 1632, während dichter Nebel die Gegend bedeckte, bereiteten sich die Schweden zur Schlacht. Der König sinkt betend auf die Kniee, mit ihm sein ganzes Heer. Begleitet von Pauken- und Trompetenschall erbraust der Gesang: „Ein' feste Burg ist unser Gott.“ Gegen Mittag bricht die Sonne durch die Nebelhülle. Da schwingt sich der König auf sein Streitross und ruft: „Nun wollen wir dran! Das walt' der liebe Gott! Jesu, Jesu! hilf mir heute streiten zu deines Namens Ehre!“ Und mit dem Feldgeschrei: „Gott mit uns!“ stürmen die Schweden gegen die Wallenstein'schen an. Es entsteht ein verzweifelter Kampf; hin und her schwankt der Sieg. Endlich dringt der schwedische rechte Flügel, von Gustav selbst geführt, siegreich durch und jagt die Feinde fliehend vor sich her. Da erfährt der König, sein linker Flügel wanke. Mit Blitzesschnelle eilt er dorthin; nur wenige können ihm folgen. Sein kurzes Gesicht bringt ihn zu nahe an den Feind; er erhält einen Schuss in den Arm, gleich darauf einen zweiten in den Rücken. Mit dem Seufzer: „Mein Gott, mein Gott!“ sinkt er vom Pferde. Und über den Gefallenen stürmen die schnaubenden Kriegsrösse hinweg und zertreten mit ihren Hufen den königlichen Leichnam. Des Königs Tod erfüllt die Schweden mit glühendem Rachedurst. Gleich grimmigen Löwen stürzen sie sich auf die Feinde und werfen alles vor sich nieder. Nichts hilft es den Kaiserlichen, dass der kühne Reitergeneral Pappenheim ihnen frische Truppen zuführt. Er selber fällt, von schwedischen Kugeln durchbohrt, und der Sieg ist errungen. Mit dem Rufe: „Der Pappenheimer ist todt, die Schweden kommen über uns!“ ergreifen die Kaiserlichen die Flucht. Aber der Verlust ihres Heldenkönigs raubte auch den Schweden die Siegesfreude. Erst am andern Tage fanden sie seinen Leichnam, der Kleider beraubt, bedeckt mit Blut und vielen Wunden. Er wurde nach Schweden gebracht und zu Stockholm in der königlichen Gruft bestattet.

Das blutige Koller, welches der König in der Schlacht getragen, ward dem Kaiser Ferdinand nach Wien gesandt; bei dem Anblicke desselben soll er Thränen vergossen haben, durch die er den gefallenen Gegner und sich ehrte. Ferdinands Seele war groß genug, um auch im Feinde die Heldentugend zu bewundern.

Die Stätte, wo Gustav Adolf auf dem Schachtfelde lag, bezeichnete man durch einen großen Stein, den „Schwedenstein“. Jetzt steht neben demselben ein Denkmal, umschattet von hohen Pappeln. Das würdigste Denkmal aber hat das evangelische Volk dem edlen Glaubenshelden in der segensreichen Gustav-Adolf-Stiftung errichtet.

276. Nun danket alle Gott.

Der Dichter dieses Liedes, welches so oft in unseren Kirchen erklingt, ist Martin Rinkart, Archidiaconus zu Eilenburg in der Provinz Sachsen. Er hat mit seiner Gemeinde die ganzen, schweren Drangsale des dreißigjährigen Krieges durchlebt. Die furchtbare Pest, welche zu jener Zeit die deutschen Lande durchzog, wüthete auch in Eilenburg. Auf die Pest folgte eine ebenso furchtbare Hungersnoth, bei welcher viele den Hungertod starben. Rinkart gab in dieser Noth das Letzte hin und litt, um andern zu helfen, lieber selber Mangel; vor seiner Thür sammelten sich bisweilen 4—800 Menschen. Später brandschatzte ein schwedischer Oberst die Stadt und forderte 30 000 Thaler; nur durch die inständigen Bitten und Vorstellungen Rinkarts wurde erreicht, dass er sich mit 2000 Gulden begnügte. Als alle diese Leiden vorüber waren und 1644 die Hoffnung auf das Ende des Krieges immer sicherer wurde, dichtete Rinkart das schöne Lob- und Danklied: „Nun danket alle Gott!“

